

Zitierhinweis

Kühner, Christian: review of: Christine Howald, Der Fall Nicolas Fouquet. Mäzenatentum als Mittel politischer Selbstdarstellung 1653-1661, München: Oldenbourg, 2011, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 40 (2013), 3, p. 538-540, DOI: 10.15463/rec.1189729933

First published: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 40 (2013), 3



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinaus gehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

rialreichen Arbeit durch die unzureichende Einbettung der aus den Quellen gewonnenen Befunde in den allgemeinen Forschungsstand erheblich gemindert. Bezüge zu anderen Territorien werden kaum hergestellt, zumal weite Teile der Studie einen eher deskriptiven Eindruck hinterlassen. Bei aller Kritik verdienen jedoch die ausgedehnten Archivstudien, die der voluminösen Studie zugrunde liegen und die vor allem künftigen Lokalstudien eine wichtige Grundlage bereiten, große Anerkennung. Ergänzend sei hierzu lediglich angemerkt, dass auch die durch den Verfasser nicht konsultierten Akten des kaiserlichen Reichshofrats im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien mehrere Prozesse mit Beteiligung von Juden aus Baden-Baden dokumentieren.

Tobias Schenk, Wien

*Howald, Christine, Der Fall Nicolas Fouquet. Mäzenatentum als Mittel politischer Selbstdarstellung 1653–1661 (Pariser Historische Studien, 96), München 2011, Oldenbourg, X u. 283 S./Abb., € 49,80.*

Im Zuge neuerer Tendenzen in der Geschichtswissenschaft wie dem „iconic turn“ und dem „visual turn“ ist in den letzten Jahren eine Annäherung von Geschichte und Kunstgeschichte zu beobachten. Sichtbar werden dadurch die politischen Botschaften von Kunstwerken und die auf den Bereich des Ästhetischen zielenden Strategien der Politik. Ein Phänomen, das genau an dieser Schnittstelle liegt, ist das Mäzenatentum. Christine Howald untersucht diesen Gegenstand an einem spektakulären Fall, nämlich an demjenigen des französischen Finanzministers Nicolas Fouquet. Dabei bezieht sie neben Politikgeschichte und Kunstgeschichte als dritten Bereich die Literaturgeschichte ein und gelangt so zu einer Gesamtschau der Förderung verschiedener Künste durch den Minister sowie der politischen Bedeutung seines Mäzenatentums.

Das Buch enthält in einem einleitenden Kapitel einen biographischen Abriss der Karriere Fouquets, der jedoch nur den Auftakt zur eigentlichen Untersuchung bildet. Es geht also weder um eine politische Biographie des Staatsmanns Fouquet noch ausschließlich um eine Beschreibung der Kunstwerke, die der Minister gesammelt respektive in Auftrag gegeben hat (auch wenn das Buch diese Beschreibung leistet); vielmehr geht es um den Einfluss von Fouquets politischer Laufbahn auf sein Mäzenatentum. Christine Howald interpretiert die kunstfördernde Tätigkeit Fouquets als direkte Folge seiner politischen Aktivität; ihre These dabei ist, dass die Konjunkturen der letzteren direkt auf die erstere durchschlugen. Die Untersuchung geht daher chronologisch vor und teilt die Kulturförderung des Finanzministers in Phasen, innerhalb derer dann die einzelnen Gebiete abgehandelt werden, namentlich Bautätigkeit, Sammeltätigkeit und Literaturförderung.

Die erste Zäsur, mit der das zweite Kapitel beginnt, setzt Howald 1653 mit der Übernahme des Amtes des *surintendant des Finances*, also des Finanzministers, durch Fouquet. Der neue Minister, der bis dahin immer in Paris gelebt hatte, legte sich mit dem (heute nicht mehr existierenden) Schloss von Saint-Mandé erstmals einen Landsitz vor den Toren von Paris zu. Er begann die von seinem Vater geerbte Bibliothek massiv auszubauen und antike wie zeitgenössische Kunstwerke, insbesondere Gemälde, Skulpturen und Tapisserien anzukaufen.

Howald sieht hier insgesamt den Wechsel von der vergleichsweise bescheidenen Kulturpatronage der Pariser *bourgeoisie de robe*, wie sie Fouquets Vater betrieben hatte, zu derjenigen der Minister, die einen wesentlich höheren Aufwand erforderte. Schloss, Bibliothek, Kunst- und Kuriositätensammlung sowie die Widmungen von

Dichtern an ihren Gönner erscheinen somit allesamt als Statussymbole, die der neue Minister erwerben musste, um den seinem Amt entsprechenden Lebensstil zu pflegen.

Die zweite Zäsur und somit den Übergang zum dritten Kapitel setzt Howald um 1655/56. Ab diesem Zeitpunkt begann einerseits die politische Position Fouquets aufgrund der sich verschärfenden Rivalität mit Colbert prekärer zu werden, andererseits stellte sich, je mehr sich der Gesundheitszustand Mazarins verschlechterte, desto dringender die Frage nach dessen Nachfolge – für die Fouquet ein aussichtsreicher Kandidat war. Es ist dies auch der Zeitpunkt, an dem er mit der Errichtung des neuen Schlosses Vaux-le-Vicomte begann. Anders als bei Saint-Mandé handelte es sich nicht um den Kauf eines bestehenden Schlosses, sondern um einen völligen Neubau; und anders als Saint-Mandé besteht Vaux-le-Vicomte heute noch. Die Beschreibung des Schlosses nimmt daher im Buch breiten Raum ein; das Gebäude, sein Garten und insbesondere die Ikonographie seines Gemälde- und Skulpturenschmuckes werden detailliert beschrieben. Ein entscheidender Unterschied zur Zeit von Saint-Mandé ist, dass der Minister nun nicht mehr vornehmlich Kunstwerke auf dem Kunstmarkt kaufte, sondern sie vielmehr selbst in Auftrag gab; auf diese Weise ließ er eine Ikonographie schaffen, die auf seine Person bezogen war – so ist etwa sein Wappentier, das Eichhörnchen, in den Fresken, Reliefs und Skulpturen von Vaux omnipräsent. Auch im Bereich der Literaturförderung ließ er nun Auftragswerke schaffen: Namhafte Literaten wie Jean de La Fontaine und Madeleine de Scudéry fertigten für ihn Werke an, in denen die Schönheit der Anlage von Vaux-le-Vicomte gerühmt wurde.

Christine Howald erläutert, dass Fouquet damit über die bei Ministern übliche Kulturpatronage hinausging und in eine neue Dimension vorstieß, indem er die verschiedenen Künste, die er förderte, untereinander in Beziehung setzte und auf seine Person ausrichtete; der Komplex von Vaux – Gebäude, Garten, Malereien, Sammlungen, literarische Verarbeitungen – wurde somit zu einem vielschichtigen Gesamtkunstwerk, das den Finanzminister und seine politischen Talente verherrlichte und ihn für noch höhere Aufgaben empfehlen sollte (171).

Allerdings erwies sich Vaux-le-Vicomte in dieser Hinsicht als gigantische Fehlinvestition, und mehr als das: Nach dem Tode Mazarins übernahm Ludwig XIV. die Regierung selbst, anstatt einen neuen Premierminister zu ernennen. Das pompöse Schloss von Vaux, das dem König den Finanzminister als kraftvolle Führungspersönlichkeit anpreisen sollte, erschien nun angesichts eines Monarchen, der nicht nur herrschen, sondern auch regieren wollte, als Provokation.

Das vierte und letzte Kapitel widmet Christine Howald der Beschreibung des Festes vom 17. August 1661, als Ludwig XIV. Vaux besuchte – wenige Tage bevor er den Finanzminister festnehmen ließ, der den Rest seines Lebens in Haft verbrachte. Howald sieht in dem Fest, das Festmahl, Komödie, Ballett und Feuerwerk vereinte, den Ausgangspunkt der großen höfischen Feste Ludwigs XIV. Da viele der in Vaux beschäftigten Künstler nach dem Sturz Fouquets in den Dienst der Krone übernommen wurden, ist die Schlussfolgerung der Autorin plausibel, dass die von Fouquet in Vaux entwickelte neue Art der Selbstinszenierung, die Verknüpfung aller Künste zur Verherrlichung des Gönners, vom König aufgenommen, weitergeführt und perfektioniert wurde.

Dem Buch ist ein umfangreicher Anhang beigegeben, in dem alle Fresken von Vaux einzeln beschrieben und interpretiert sowie auch alle Widmungsbriefe von Dichtern an Fouquet und seine Frau nach Namen und nach Datum aufgelistet werden. Den Hauptteil des Anhangs bildet die Rekonstruktion der Kunstsammlung; an ihr sind nicht nur die akribisch erstellten Listen der Kunstwerke aus Fouquets Besitz bemerkenswert, sondern auch die erläuternden Texte, aus denen man viel über das Funktio-

nieren des Kunstmarktes für Skulpturen, Gemälde und Tapisserien im 17. Jahrhundert erfährt.

Der Fall Fouquet ist alles andere als repräsentativ; er zeigt aber gerade dadurch, dass Fouquet ein außergewöhnlich aufwendiges Mäzenatentum betrieb; zudem werden die verschiedenen Aspekte des Phänomens besonders deutlich. Kunstwerke konnten, wie im Fall der antiken Statuen, allein durch ihren Wert das Ansehen ihres Besitzers steigern; sie konnten aber auch als Auftragswerke eine auf ihn bezogene Botschaft transportieren. Kunstförderung bot somit eine Klaviatur der politischen Selbstdarstellung, auf der der Mäzen spielen konnte. Christine Howalds Studie zeigt eindrucksvoll, dass die Erforschung des Mäzenatentums ein großes Potential für das Verständnis des Ancien Régime bereithält.

Christian Kühner, Cambridge

*Dhondt, Frederik, Op Zoek naar Glorie in Vlaanderen. De Zonnekoning en de Spaanse Successie (1707–1708) (Anciens pays et assemblées d'états, 108), Courtraï-Heule 2011, UGA, 518 S./Abb., € 65,00.*

Die Forschungslage zum Spanischen Erbfolgekrieg ist nicht gerade berauschend; dies gilt zum Teil selbst für die traditionellen Themenbereiche der Diplomatie- und Militärgeschichte. Zwar ist zum Beispiel der flämische Kriegsschauplatz dank eines seiner Protagonisten, dem Herzog von Marlborough, sehr bekannt; doch gerade die Strategie und Logistik der Kriegführung, aber auch ihr Zusammenspiel mit politischer Herrschaft sind relativ wenig untersucht worden. Die letzte große Studie über die Organisation der alliierten Herrschaft in den südlichen Niederlanden nach 1706 etwa stammt von 1945 (Veenendaals „Het Engels-Nederlands condominium“).

Insofern ist es begrüßenswert, wenn sich Frederik Dhondt in seiner preisgekrönten Genter Masterarbeit, die jetzt als Buch erschienen ist, mit zwei, wie er schreibt, unterbelichteten Jahren des Erbfolgekriegs (1707 und 1708) befaßt. Allerdings kann sich Dhondt nicht recht für einen methodischen Zugang und eine zentrale Fragestellung entscheiden. Er formuliert zwar als Erkenntnisinteresse den Zusammenhang von Recht, Krieg und Diplomatie im Handeln Ludwigs XIV. und möchte diesem Problem am Beispiel der französischen Flandernpolitik eben in den Jahren 1707 und 1708 nachgehen. Doch diese, ohnehin schon sehr weite Fragestellung wird nicht stringent verfolgt. Dhondt interessiert sich für Beweggründe und „Denkrahmen“ der französischen Befehlshaber, fragt nach dem Verhältnis von Diplomatie und Krieg in systematischer wie historischer Hinsicht; aber in weiten Passagen seines Buches rekonstruiert er eher ereignisgeschichtlich, quasi Tag für Tag, die Kampagnen von 1707/08 und bettet sie in eine viel zu breit geratene allgemeinhistorische Kontextualisierung ein.

Überall dort, wo Dhondt seine genuine Frage verfolgt, gelingen ihm bedenkenwerte Beobachtungen: So kann er (wenn auch nicht sehr systematisch) die komplexen Befehlsstrukturen der französischen Kriegführung zwischen Monarch, Kriegsminister und wechselnden Befehlshabern herausarbeiten und zeigen, daß die Vorstellung eines „Kabinettskriegs“, der in Versailles geplant und in Flandern umgesetzt wurde, viel zu eindimensional ist. Dhondt macht plausibel, daß die individuellen französischen Befehlshaber, ihre kulturellen und biographischen Prägungen, auch ihre spezifischen Karriereambitionen oftmals die Vorstellungen und Vorgaben des Königs durchkreuzten. Er beleuchtet am Beispiel der niederländisch-französischen Geheimverhandlungen des Jahres 1708 die enge Verknüpfung zwischen Krieg und Diplomatie: Krieg erscheint im Ancien Régime nicht im Clausewitz'schen Sinne als Ultima Ratio der